

„das risiko ist die weite“

Laudatio auf Anja Kampmann zum Marie-Luise-Kaschnitz-Preis 2024
von Miriam Zeh

„aber das risiko? das risiko ist die weite, die über die felder kriecht“

heißt es in Anja Kampmanns Gedicht „mittweida, im januar“

das risiko ist die weite, die über die felder kriecht
eine blaue bank vor dem bahnhofsgebäude, mit drahtbeinen
und einer sitzfläche aus einzelnen stangen plastik

Das Gedicht beschreibt den Bahnhof im sächsischen Mittweida. Viel passiert dort nicht, aber viel wird beschrieben. Denn Anja Kampmanns Lyrik schafft schillernde Momentaufnahmen, die nicht nur einen gegenwärtigen Augenblick, sondern verschiedene historische Zeitpunkte übereinanderschieben. Ein Verfahren, das die Dichterin schon in ihrem ersten Gedichtband zu einer bemerkenswerten Komplexität perfektioniert und mit ihrem höchst eigenen Klang versehen hat.

In „mittweida, im januar“ hält ein Zug, nur für wenige Minuten. Ein paar Teenager steigen aus: Knutschfleck am Hals, unreine Haut auf den Schultern, am unteren Rand des Pullovers schimmert ein Tattoo. Sie tragen dünne Pullover, trotz Januar und letztem, ‚verzweifelttem Schnee‘. Denn sie bleiben nicht hier, in der sächsischen Provinz. Während der Zug hält, sind sie nur kurz ausgestiegen, um am Bahnsteig zu rauchen.

als wären die zugtüren
eine einladung zum russisch roulette.
aber das risiko? das risiko ist die weite, die über die felder kriecht

Und ist es nicht wirklich ein Horror, vor der scheinbar unendlichen Weite zu stehen, „bei dessen Vorstellung“, um mit Friedrich Schillers Definition des Erhabenen zu sprechen, „unsre sinnliche Natur ihre Schranken spürt“? Eine Weite, gegen die „wir also physisch den Kürzeren ziehen“? Ein solche Weite erscheint uns Menschen nicht messbar, unvorstellbar, ein metaphysischer Horror. Ganz abgesehen, pragmatisch gesprochen, von der Horrorvorstellung eines wahrscheinlich jeden Teenagers, irgendwo in der Provinz von der nächsten Großraumdisko oder dem nächsten Plattenladen eine unüberwindliche Autofahrt entfernt zu sein.

Vielleicht haben Sie – fahrlässiger Weise – noch nie darüber nachgedacht, welche Risiken in den Gedichten von Anja Kampmann lauert. Dabei warnt uns die Autorin selbst – vor der Weite zum Beispiel. Ich möchte Sie heute auf insgesamt vier Risiken hinweisen, vor denen Anja Kampmann nicht warnt, das wäre eine unzureichende Beschreibung. In ihrem Schreiben stellt sich Anja Kampmann vielmehr – 1. Risiko: dem Uferlosen, der Weite, die nicht mehr zu überschauen ist, die das menschliche Auge nicht zu erfassen vermag.

Diese Weite liegt bei Anja Kampmann im Himmel, im Meer und einer Landschaft wie den leeren sächsischen Feldern um Mittweida, wo nicht nur der „verzweifelte letzte“ Januarschnee „keine zukunfft kennt“. Durch die genaue geographische Verortung der Szene lässt sich erschließen, dass die ganze Stadt Mittweida seit 1990 kontinuierlich schrumpft, wie so viele Städte und Gemeinden in den ostdeutschen Bundesländern seit der Wiedervereinigung. Die Bevölkerung schrumpft, die Weite breitet sich aus und mit ihr das Risiko, auch für die rauchenden Teenager, deren alterseigener Drang nach Intensität, nach Schnelligkeit und Leben hier keine Zukunft kennen. Ihr Risiko hat also nicht nur metaphysische, sondern auch historische oder: ganz gegenwärtig politische Gründe.

Die Weite der Natur ist bei Anja Kampmann immer schon durchwirkt vom Menschen und seiner Geschichte – 2. Risiko: die historisch-politischen Tiefenschichten, die Anja Kampmanns Schreiben freilegt.

Sie finden sich bereits in ihrem Lyrikdebüt „Proben von Stein und Licht“ (2016). Schon hier wagt sich Anja Kampmann ins Offene. Das Gedicht „Minsk“ forscht sich zum Ursprung von Schnee und Kälte – und findet jahrzehntealte Gewaltgeschichte. Wo das Land „dick überfrozen / kalt und eisstill“, liegen die Schlachten des Zweiten Weltkriegs in der Luft und die Toten in der Erde:

in ein inneres Gespräch senkt sich
die Weite mit der Weite
einige rennen darauf sterben verrecken tausende
graben und ziehen Linien aus Draht in die
vereiste Luft in. Die Wälder sind tief
keiner geht darin
ohne Grund
nur stufenweise Geschichte aufgeblättert

Die belarussische Weite erscheint der unbestimmt und – typisch für Anja Kampmann – in der Distanz verbleibenden Beobachtungsinstanz in diesem Gedicht gleichzeitig in ihrer Gegenwart und während verschiedener historischer Zeitpunkte. Der Krieg und das Sterben der Vergangenheit sind Teil des schillernden Moments, in dem das Gedicht diesen locus terribilis freilegt.

Zwar gibt es Schönheit in Anja Kampmanns Lyrik, aber es gibt kein Idyll. Ihre Naturdichtungen für die Gegenwart, ihre Naturdichtungen fürs Anthropozän sind immer schon von den Machenschaften des Menschen durchdrungen und traktiert. Selbst in der norddeutschen Landschaft, in der die Autorin selbst Kindheit und Jugend verbracht hat und wo „alles nicht so schlimm“ war, „wie sie sagen“, lauert die Geschichte: Das Rotwild im heutigen Naturschutzgebiet Duvenstedter Brook siedelte ab 1937 etwa der Hamburger NS-Gauleiter Karl Kaufmann mit viel Aufwand an:

der reichsstatthalter
arschloch vor dem herrn karrt für den park
das wild heran
(und noch als bomben fallen kriegt das vieh
die notration für stillende, den hafer blank)

Die Legende vom „guten“, gar widerständigen Hamburger Gauleiter implementierte eine 1946 erschienene Schrift des Hamburger Archivleiters Kurt Detlev Möller. Sie stilisierte Kaufmann vor allem im Rahmen der kampflosen Übergabe der Stadt zum Retter des Volkes und blendete seine Verantwortlichkeit für NS-Verbrechen und Judenverfolgung aus. Dabei ließ Karl Kaufmann das zentrale Konzentrationslager Hamburgs in Fuhlsbüttel errichten und bat Hitler als einer der ersten aktiv darum, Juden aus Hamburg deportieren zu dürfen.

„herr kaufmann und sein liebes vieh das rotwild“

Für die private Jagd hatte er es einführen lassen aus Polen und aus Frankreich. Anja Kampmann blättert in ihrem Gedicht „duvenstedter brook“ nicht nur dieses, allzu gern zugeklappte NS-Kapitel ihrer Geburtsstadt auf. Karl Kaufmann wurde nie angeklagt und lebte bis zu seinem Tod 1969 als gut situiertes Bürger in Hamburg. Das Gedicht macht auch Platz für einen Verweis, eine kleine Hommage an den jüdischen Dichter Paul Celan:

„ich weiß nicht ob ihr hören könnt
was diese hirsche röhren hier *jappen die seelen*“

Und auch in einem der letzten Gedichte von Paul Celan „jappen die gläubig-
ungläubigen Seelen“ im Glockigen. Doch

es war so lange nichts zu hören
weil alle gehen mussten und keiner war mehr wert
und wert war was genau ich frag ja nur
denn keiner konnte bleiben.

Nicht nur in ihren Gedichtbänden „Proben von Stein und Licht“ und „der hund ist immer hungrig“ (2021) scheint die nationalsozialistische Vergangenheit immer wieder auf. Auch in ihrem neuen Roman „Die Wut ist ein heller Stern“, der im Herbst 2025 erscheinen wird, blickt Anja Kampmann in diese Vergangenheit. Der Roman spielt Anfang der 1930er Jahren in Hamburg: Menschen hungern, sie verschwinden mitten in der Nacht, werden abgeholt, kehren nie zurück. Obwohl der Roman aus der Perspektive einer jungen Frau erzählt – keiner gebildeten, sondern einer proletarischen Figur –, wird deutlich, dass eine Autorin mit dem Wissen der Nachgeborenen schreibt, aus unserer Gegenwart heraus, die Grausamkeit und Menschenverachtung in den Details zu lesen vermag.

In dieser Rückschau auf die NS-Verbrechen spiegelt sich wider, was auch längst durch die historischen Tiefenschichtern geistert und bei Anja Kampmann in aller Natur und in allem Schreiben präsent ist – 3. Risiko: der Mensch. Zwar bekommt er die Weite nie in den Griff. Er hat aber überall schon seine gewaltsamen Spuren hinterlassen, selbst in der Unendlichkeit des Meeres.

Im „Versuch über das Meer“ wird der Horizont zur Orientierungssache. Der menschliche Blick versucht sich an den Farben und Formen der Oberfläche: „der Fläche von Licht und die Verbreitung / des Lichts“. Schon bald fokussiert der Blick aber auch das, was sich darunter verbirgt – und das ist: "der Faulschlamm / der Fischmehlfabriken". Eine allein und ungebrochen romantische Vorstellung des Meeres als idyllisch und unangetastet ist nicht mehr aufrecht zu erhalten. Die Ozeane sind längst nicht mehr nur Natur, sondern Teile von kapitalistischen Wertungsketten. Das Meer, das ist auch „das Meer in den Häfen, den Docks / den Containerarealen“

Auch in ihrem Roman "Wie hoch die Wasser steigen" (2018) geht es um das Meer und seine Ausbeutung durch den Menschen. Anja Kampmann erzählt die Liebesgeschichte zweier Arbeiter auf einer Ölplattform. Im knochenharten Arbeitsalltag hat das Meer jeden schwärmerischen Reiz längst verloren und ist zur permanenten, farb- und horizontlosen Lebensbedrohung geworden:

Die See bei Nacht ist das Dunkelste, was einem begegnen kann. Hinter schweren Gewitterwolken war der Mond unsichtbar und der Horizont kaum zu unterscheiden von dem Schwarz, in dem die Wellenberge sich türmten, um wieder und wieder Atem zu holen, während der Wind, was an Gischt und Schaum zu holen war, über die Wellenkämme peitschte. Weit unten schwankte die Plattform an ihren langen Stahltampen, zerrte an den meterdicken Stiften, tief im Meeresgrund verankert, gab ihr helles Licht in einigem Umkreis an das wogende Braun.

Natur und Technik, der Ozean und die Ölplattform sind unlösbar miteinander verbunden. Und zur äußeren Bedrohung durch die Naturgewalt kommt die Bedrohung durch die Arbeiter, die Menschen untereinander. Fernab der Zivilisation sind Tierquälereien, Schikane und Vergewaltigungen an der Tagungsordnung. Anja Kampmanns Protagonisten Waclaw lockten einst das Geld auf die Offshore-Plattformen und die Sehnsucht nach fernen Ländern, nach Reisen und Abenteuern. Es waren Hoffnungen, an die sich Waclaw nach 12 Jahren Wanderarbeit nur noch stumpf und zynisch erinnert. Alle Verbindungen zu Menschen auf dem Festland hat er mittlerweile gekappt.

Sein einziger Vertrauter ist Mátyás, ebenfalls Ölbohrarbeiter. So oft es möglich ist, versuchen Waclaw und Mátyás auf derselben Plattform eingesetzt zu werden. Sie teilen sich eine Kabine, sie teilen sich, während der Festlandurlaube, Betten und Wohnungen für sechs ‚beinahe glückliche Jahre‘. Doch nach einer stürmischen Nacht ist von Mátyás keine Spur mehr. Wortlos nehmen die Arbeiterkollegen seinen Tod zur Kenntnis. Waclaw jedoch wirft der Verlust aus dem Trott von Arbeit und Exzess. Entsetzt über die Gleichgültigkeit seines Arbeitgebers irrt Waclaw durch Länder und Kontinente, durch Mátyás Vergangenheit in Ungarn und durch seine eigene Herkunft, das Ruhrgebiet, in dem sich seine polnischen Eltern ansiedelten.

Die Weite wird hier auch zum Gegenentwurf der eingeschränkten Reisefreiheit, der Mátyás im sozialistischen Ungarn unterworfen war, und zur Enge unter Tage, wo Waclaws Vater schuftet. Reisen sind für die beiden Männer also aus historischen und finanziellen Gründen ein Privileg. Das wird besonders deutlich im Kontrast zu Waclaws Partnerin Milena, die während seiner Arbeitsperioden auf der Bohrinselfür seine Rückkehr wartet. Waclaw erinnert sich:

Aus der Ferne war es, als könnte er ihre gemeinsame Zeit wie unter einer Glocke betrachten, und auch ihre Begrenzung. Ihr inneres Königsberg. Milena hatte diese Formulierung aufgeschnappt. Ein Denker, sagte sie, der sein ganzes Leben an einem Ort geblieben ist. Wenn es *uns* gibt, dann reicht das doch aus. Er konnte sie hören.

Die Beziehung zu Milena wird scheitern, weiß Waclaw hier bereits, nach einer Fehlgeburt oder bereits lange davor. Der Rückzug ins „innere Königsberg“ ist also keine Option. Das Risiko der Weite kann nicht vermieden werden, indem man an einem Ort oder gar nur bei sich selbst, bei der Zweisamkeit bleibt.

Ihre Begrenztheit wird Milena sogar in einer tragischen Weise zum Schicksal. Als Waclaw sie Jahre nach der Trennung wieder aufsucht, wird sie künstlich beatmet: „Mit 39 war sie nach einem gar nicht so großen Unfall plötzlich in diese Art von Koma gefallen.“ So ist sie jetzt, nachdem ihr Zeitlebens das Reisen verwehrt geblieben ist, vollends zurückgeworfen auf den kleinstmöglichen Raum, der dem Menschen zur Verfügung steht: den eigenen, pflegebedürftigen Körper. Der Horror liegt, so zeigt es Milena, also nicht nur in der Weite, sondern auch auf engstem Raum.

Jetzt habe ich Sie hoffentlich noch nicht verängstigt mit all den Schrecklichkeiten, die in Anja Kampmanns Literatur liegen. Was aber tun, fragen Sie sich aber vielleicht, mit all den Risiken?

Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, meine Damen und Herren: Das alles war keine Warnung vor den Risiken und Nebenwirkungen, wenn sie diese Autorin lesen. Ganz im Gegenteil: Es ist eine Empfehlung zu diesem Risiko, das 1. in der Weite, 2. in der Geschichte und 3. im Menschen lauert. Denn Anja Kampmann geleitet uns ja hindurch. Wir können uns ihrem Klang anvertrauen. Sie setzt uns Worte zur Orientierung, wo das Auge sich verliert. Sie zeigt uns Probebohrungen in die unüberschaubaren historischen Tiefenschichten. Sie forscht sich mit offenem Ausgang in die Gegenwart und Zukunft der menschlichen Abgründe.

Vielleicht gelingt ihr das alles so hervorragend, weil Anja Kampmann – wie ihre Hauptfigur Waclaw – selbst eine Reisende ist. Weil sie sich dem stellt, was sich ihr offenbart, ob unmittelbar oder erst in der Überblendung der Geschichte.

Sie stellt sich der Welt ganz und gar, das Selbst zurückgenommen, alle Sinne offen.

Wer mitgezählt hat, wird bemerkt haben: Ich habe vier Risiken im Werk von Anja Kampmann angekündigt, bisher aber nur von dreien gesprochen. Das letzte Risiko, dem sich Anja Kampmann immer wieder stellt, sind nämlich wir, alle Lesenden, die sich ihre Gedichte und Romane zu eigen machen und die ‚Signale‘ aus ihren Gedichten empfangen, wie es beim polnischen Dichter Adam Zagajewski heißt.

Anja Kampmann gibt uns die Deutungshoheit. Durch ihre Texte führen keine eindeutigen Interpretationen, sie gewährt uns eine Freiheit im Lesen, im Abwägen der Gefahren und Schönheiten. Auch hierhin, in die Schönheit, wagt sie sich, dem heutzutage vielleicht größten Risiko von allem. Selbst in der matten Abendluft, zwischen vereinzelt Soldaten, in der Nervosität im ukrainischen Dnipro, sieht sie „geschwister, ein junge und ein kleines mädchen“, die sich an den Händen halten.

Schönheit steht also neben dem Grauen, dem uns diese Lyrik immer wieder aussetzt, mit dem sie uns aber nie allein lässt.

In diesem Sinne, liebe Anja Kampmann, danke für die Schönheit, für Dein Geleit durchs Risiko und danke Dein Vertrauen in uns als Deine Leser:innen.

Gratulation zum Marie-Luise-Kaschnitz-Preis!